

# Die Neue Welt

Nr. 52

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

## Der neue Messias.

Von Ernst Freygang.

Bald ist es Nacht; die Sterne flimmern schon;  
Ich irre düster durch verschneite Gassen,  
Nur hin und wieder will ein Jubelton  
Glücklicher Kinder meine Seele fassen.  
Die Weihnacht ist. Wie schmeicheln ihre Lieder!  
Vergess'ne Tage drängen auf mich ein,  
Und vor mir liegt in Duft und Kerzenschein  
Fast wie ein Märchen meine Kindheit wieder ...

Ich drücke tiefer in die Stirn den Hut. —  
Daß mich nur nicht die alten Träume plagten!  
Fest eingehüllt, den Mantel aufgeschlagen,  
So irr' ich weiter, wie ein Flüchtling thut.  
Was soll der Glitter mir und all' der Tand,  
Seit die Erkenntniß mich davon geschieden:  
Wenn noch die Kerzen nicht herabgebrannt,  
Schweigt euer Mund von Liebe und von Frieden!

Wie mir bei all' den Feierworten graust!  
Mich packt's, den Hohn euch in's Gesicht zu sagen:  
Sobald der Werkeltag erhebt die Faust,  
Ist wie ein Hauch das bunte Glück zer schlagen!  
Dann braust des Lebens wilde Melodie  
Landauf, landab in grellen, wirren Tönen,  
Und in des Alltags jäh erwachtem Stöhnen  
Stirbt eurer Feier stille Harmonie.

O hörtet ihr, wie schrill die Stunden singen.  
Von harten Mähen ist's ein harter Sang,  
Wenn Tag für Tag in ruhelosem Drang  
Die Räder ächzen und die Hämmer klingen.  
Wie bald, und wieder rast die tolle Schlacht!  
Und wieder bluten abertausend Wunden!  
Und wieder, wieder ist der Haß erwacht,  
Der an das Kreuz das freie Wort gebunden! ...

... Ich athme auf. Wie raunen leis die Flocken.  
Wie doch mein Fuß den Weg gefunden hat!  
Weit hinten liegt das festliche Frohlocken,  
Tief unter mir die lichtbeglänzte Stadt.

Mich sehnt es nieder nicht zu euch, ihr Frommen.  
Mir wird so leicht auf einsam-freier Höh',  
Nur ab und zu durchzuckt wie heißes Weh  
Die Frage mich: Messias, wirst du kommen?

Messias! Hörst du nicht den Schrei der Hütten!  
... Ich starre nieder, nieder, wie gebannt ...  
Es knirscht im Schnee von festen, schweren Tritten,  
Auf meine Schulter legt sich eine Hand.  
Ich wende mich, und vor mir steht ein Mann  
Mit hellem Aug', der hebt zu reden an:  
„Was grübelst du, indeß zu Licht entfacht  
Die Freude lobert durch die dunkle Nacht?“

Harrst wieder du auf Wunder und auf Zeichen,  
Und siehst nicht, was dort unten schaffend webt;  
Wie nebelgleich die alten Träume weichen,  
Wie der Messias, den du wünschest, lebt?  
Wie aus der alten, dämmertrüben Haft,  
Aus der Gewohnheit vielverfluchten Schranken  
Sich schöpferfroh entringen die Gedanken,  
Und sich zu Thaten dichtet junge Kraft?!

Das ist kein Geist, der mit den Tagen schwindet,  
Kein buntes Glück, geklebt an Gold und Schaum,  
Dort glänzt, von eigener, fester Hand gezündet,  
Gewurzelt stark, des Volkes grüner Baum!  
Laß nur des Alltags grelle Weisen klingen,  
Hell tönt das Lied der Zuversicht hinein:  
Wir werden selbst uns die Erlösung bringen,  
Das Volk wird selber der Messias sein! ...

Er schweigt ... Mir ist, als tönt aus Wind und Flocken  
Des Kampfes feierfrohe Melodie,  
Als grüßten mich schon siegeshelle Flocken  
Aus dunklen Hütten, wo der Jammer schrie;  
Als reckten sich, die lastbedrückt dort leuchten! ...  
Der Fremde lächelt — seine Augen leuchten —  
Und geht, den Blick fest in die Nacht gebannt,  
Mit schwerem Schritt hinunter in das Land.



## Die Brüder.

Erzählung von Hermann Sorn.

(Fortsetzung.)

Der „geistliche Rath“ war das Verhängnis und Beschwichtigung gewöhnt und hatte den Professor, der als Choleriker bekannt war, mit der Versicherung beglückt, daß er die ganze Geschichte schon wieder in's Reine bringen werde. Aber der Vorfall kam ihm doch sehr unangenehm. Nicht nur, daß er ihm den jungen, hartköpfigen Mann, der ihm gegenüber mit dem verständnißlosen Hochmuth des beschränkten, seine Pflichten getrenntlich versehenen Menschen austrat, unheimlich machte, er konnte auch durch sein Bekanntwerden höchst unangenehme Folgen haben. Seine Beliebtheit in den gebildeten Kreisen der Kunststadt konnte dadurch sehr leicht verloren gehen, sowie auch die Auseinandersetzungen mit seinen Behörden, die nothgedrungenweise durch eine Veröffentlichung des Verhältnisses der beiden Brüder, das sich sein klarer Verstand bald auseinandergesetzt hatte, entstehen müßten, sein stilles, friedliches Gemüthe und freundlicher Pflichterfüllung gewidmetes Leben unangenehm aufregen konnte.

Er beschloß deshalb, den jungen Geistlichen sich ordentlich vorzunehmen, und als derselbe am folgenden Tage nicht kam, statt dessen aber seine Mittheilung, beschloß er kurzer Hand, um unter Umständen irgendwelche andere unangenehme Folgen nach sich ziehende Unternehmungen desselben möglichst zu beeinflussen, ihn aufzusuchen.

Einen Brief, der für Ludwig an seine Adresse gekommen war, nahm er noch mit und war so in die Wohnung des jungen Künstlers gekommen.

„Sie sind wohl erstamt,“ begann er, „mich hier zu sehen, Herr Kaplan? Ja, das hat zweierlei Gründe. Erstens einmal hier. Na,“ sagte er halb zu sich, während er seine Notiztasche durchsuchte, bis er mit mehreren anderen Papieren den Brief an Ludwig herausbrachte. „Lesen Sie das einmal, dann komme ich auf das Andere.“

Der behäbige alte Herr holte bedächtig ein rothseidenes Schnupftuch hervor, pustete seine Brille, stellte seinen Zylinder auf einen Stuhl und betrachtete sich dann die allerorts an den Wänden angebrachten Skizzen, theils um Ludwig ungestört lesen zu lassen, theils um für sich selbst einen möglichst harmlosen Anknüpfungspunkt für seine Mission zu finden.

Unterdessen öffnete Ludwig mit der ihm eigenen gewissenhaften Interessiertheit den Brief, noch in der Mitte des Zimmers stehend, wohin er seinem Vorgesetzten höflich entgegengegangen war.

Das Schreiben trat in einem blauen Geschäftskouvert, und am oberen Ende seines Quartformats war über rothen Linien die Abbildung eines Gasthofes nebst Empfehlungen desselben angebracht.

In großen, geschäftsmäßigen Zügen stand da Folgendes:

Herrn Kaplan Breitenbach.

Theile Ihnen hiermit mit, daß Ihr werther Bruder — Besucher der hiesigen Akademie der bildenden Künste — gestern Abend um zehn Uhr einen Anfall auf die Ehre des jungen Fräulein Eberlein, der Nichte der Kostgelderhalterin Frau Urban dahier, gemacht hat.

Dank meinem Hinzukommen wurde derselbe zwar vereitelt, aber ich halte es für nothwendig, Ihnen Obiges mitzutheilen.

Sowohl mein sittliches Gefühl zwingt mich dazu, als auch der Wunsch, daß Derartiges in Zukunft vermieden werde.

Sollte es Ihnen nicht gelingen, Ihren Bruder auf die Wege der Vernunft und Sittlichkeit zurückzuführen, indem so etwas noch einmal vorkommen sollte, so würde ich andere Mittel und Wege ergreifen müssen, die Ihnen vielleicht doch unangenehm wären.

In der Hoffnung, daß diese Worte ein geschätztes Ohr finden werden

Achtungsvollst und Ergebenst  
Christian Gallinger,  
Hotelbesitzer.

Als er das gelesen hatte, erwachte in Ludwig ein verächtliches Gefühl gegen seinen Bruder, und er warf einen kalten Blick nach dessen Bett.

Er hielt das Papier noch in der Hand, als er sich von seinem Vorgesetzten angesprochen hörte.

„Nun, haben Sie Ihren Brief gelesen?“

„Ich danke, ja, Herr geistlicher Rath!“

Der geistliche Herr stand vor dem neuerdings von dem jungen Künstler begonnenen Bilde und schüttelte den Kopf. Dann einer Eingebung folgend, wandte er sich an Ludwig.

„Was in aller Welt hat Ihr Bruder denn da für ein furchtbares Zeug begonnen, nachdem er,“ er deutete rings an die Wände, „bereits so hübsche, unfeigbares Talent verrathende Sachen gemacht hat?“

Ludwig erwiderte mit einem befangenen Lächeln, das ihm ein häßliches Gefühl der unsicheren Bekommenheit gab: „Er hat sich ernstere Stoffen zugewandt, als früher.“

„Um!“ war die Antwort, „das wäre ja wohl ganz recht, aber das ist ja vollständig unmöglich, was er da will. . . Lieber Breitenbach,“ fuhr er nach einer ablenkenden Pause dann, auf den Zweck seines Hierseins kommend, fort, „mir ist heute von unerwarteter Seite eine Beschwerde über Sie gekommen, die ich erst nicht recht glauben konnte, die ich aber jetzt leider für berechtigt halten muß.“

„Ueber mich?“ fragte Ludwig, und ein Erstaunen ließ ihn für einen Augenblick seine gemessene Haltung schier vergessen.

Der Kranke begann zu stöhnen: „Ludwig, o Ludwig!“ jammerte er, „ich kann nicht mehr, ich kann ja nicht mehr,“ bis sich der laute Ton wieder in ein immer leiser gekümmertes „Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr,“ ersterbend auflöste.

Sein Bruder eilte an sein Lager und erneuerte den kalten Anschlag auf den Kopf.

„Bleiben Sie, mein Herr Kaplan,“ sagte der ältere Mann, „und kommen Sie Ihren Pflichten gegen den armen Menschen nach. Wegen dem bin ich nämlich da. Sehen Sie, lieber Breitenbach, Sie sind noch ein junger, ich darf wohl sagen unerfahrener Mensch, kommen aus kleinen Verhältnissen heraus, haben noch nichts von der Welt gesehen, und so ist es begreiflich, wenn Sie die Anforderungen, die das große und großstädtische Leben an den Menschen stellt, nicht verstehen.“

„Verzeihen Sie, Herr geistlicher Rath,“ unterbrach Ludwig den Sprecher ernst, „muß ich nicht die Anforderungen, die Gott an die Menschen stellt, diesen verkünden, und sind diese Anforderungen nicht immer dieselben?“

„Um! hm!“ erwiderte der Unterbrochene und nickte fein lächelnd mit dem Kopfe, während seine Hand leicht dozierend durch die Luft fuhr, „Gott verlangt immer, daß wir streben sollen, ihm gleich zu werden, gewiß, aber je nach ihren Anlagen und Verhältnissen verlangt er Verschiedenes von den Menschen.“

Der junge Kaplan sah betreten zu seinem Vorgesetzten empor.

„Ja,“ fuhr der fort, „oder weswegen meinen Sie, daß er die Menschen verschieden geschaffen hat? Er wägt mit gerechten, aber mit verschiedenen Mäßen, eben deswegen — ja wohl,“ er lächelte wieder fein dabei, „wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe. Das will freilich schwer in einen jungen Kopf hinein, aber nur so können Sie die Milde der Anschauung gewinnen, die ein wahrer Priester, der Hirte seiner Herde haben muß. Denn das Amt des Pfarrers ist, zu versöhnen, zu mildern und aufzuklären, wir müssen die Menschen zu Gott aufzurichten versuchen, nicht sie vor ihm bengen.“

„Ich weiß nicht, Herr geistlicher Rath,“ antwortete Ludwig, und ein abscheuliches, zuckendes Lächeln umspielte seinen Mund, als wolle er damit überlegene Gedanken, die er nicht äußern durfte, hinabdrücken. „Ich weiß nicht. . .“ wiederholte er und blieb die Fortsetzung schuldig.

„Ich verstehe wohl, Sie wissen nicht, was diese breite Einleitung soll. . . nun sehen Sie, Sie zur Erkenntniß führen, daß Sie versuchen sollen, Ihren Bruder zu verstehen.“

„Ah,“ machte der junge Geistliche, „Herr, wenn er aber Schlechtes thut, und ich verstehe das, muß ich es denn nicht unterdrücken?“

„Ich fürchte eben, Sie haben eine falsche Auffassung von dem, was schlecht ist, Herr Kaplan.“

„Erlauben Sie,“ erwiderte der Angeschuldigte ernst, verließ seinen Standort neben seines Bruders Bett und holte den Rahmen mit der Leinwand hervor, die er neulich zerstört hatte und die noch unter anderen Skizzen und Zeichnungen lag.

Er glättete sie jetzt, daß man ungefähr noch erkennen konnte, was auf ihr gemalt war, und schaute dann zu dem lächelnden geistlichen Herrn auf.

„Und was ist das?“ fragte er.

Der Herr Pfarrer hatte etwas umständlich seinen Zwieler hervorgeholt und betrachtete die Leinwand eingehend.

„Das ist eine ganz vorzüglich aufgefaßte Skizze,“ sagte er nach einer Weile, „von der es zu bedauern ist, daß sie so vandalenhaft zerstört wurde.“

„Und seine Folgen,“ sagte Ludwig heftig und holte hastig den vorhin empfangenen Brief hervor, „sind diese!“

Der ältere Mann las, nicht ohne sein Lächeln, das ständig zu wachsen schien, das seltsame Schreiben.

„Das ist ein Brief,“ konstatierte er dann, „der in höchst gelungen anmuthender Form die Auffassung und das Erlebniß eines Gasthofbesizers wieder spiegelt.“

„Ich weiß nicht, wie ich Ihre humoristische Auffassung der Sachlagen aufnehmen soll, wenn ich Ihnen nun noch erzähle, daß das Mädchen, das mein Bruder auf diesem Bilde mit so seltsamen Augen, in einer so seltsamen Toilette betrachtet, identisch ist mit dem Mädchen, dessen Ehre er bedroht hat. Wenn ich Ihnen ferner erzähle, daß ich meinen Bruder beschwor, seine Liebe zu diesem Mädchen, die sündig war, zu unterdrücken, daß er dies auch mit heiliger Versicherung, unter Anrufung des Höchsten versprach, und dann — dann trotzdem diesen Sittlichkeitsanfall unternahm.“

„So,“ sagte der geistliche Rath, „nun beruhigen Sie sich, bitte, einen Augenblick und hören Sie mir ruhig zu! Gestern Abend kam der ehemalige Professor Ihres Bruders in großer Erregung zu mir und erzählte mir von Ihrem Bruder. Er sprach davon, daß er ihn sehr gern habe, weil er ungemein liebenswerther Gemüthsart und sehr talentvoll sei. Vor etwa vierzehn Tagen, fuhr er fort, sei ein junger, fanatisch aussehender Kaplan bei ihm gewesen und habe ihm mit seltsamen Worten erklärt, daß jener junge, liebenswerthe Mensch die Pläne leichter Unterhaltungsmalerei nicht mehr verfolgen wolle und dürfe, eine andere Richtung einschlagen und deshalb nicht mehr zu ihm kommen werde. Der fanatische Kaplan waren Sie?“

„Ich hielt es für meine Pflicht, Herr geistlicher Rath.“

„Hören Sie weiter. Der Professor hielt den Kaplan für einen unverständigen Menschen und dachte, mein junger Breitenbach wird schon noch einmal zu mir kommen, und dann bringe ich die Geschichte wieder in's Reine. Als sein Schüler sich aber über vierzehn Tage nicht sehen ließ, suchte er ihn auf, und fand statt des freundlichen, jungen, gesunden Künstlers, den er gekannt hatte, einen verstörten, krank aussehenden Menschen, der nicht einmal im Stande war, ihm in einem kurzen Gespräche Rede und Antwort zu geben. Was erhellt nun all dieses, Herr Kaplan?“

„Herr geistlicher Rath, mein Bruder ist in einen heilsamen inneren Kampf gerathen, der eine Umwälzung seiner Gefühle und Ansichten zum Besseren herbeiführen wird.“

„Ja, so seltsam ist dieser Kampf, Herr Breiten-

bad, daß er sich darüber glücklich schon selbst verloren hat, wie jenes Bild dort in seinen Auswüchsen und pathologischen Unnatürlichkeiten zeigt."

"Und was ist daran schuld?"

"Sie, Herr Kaplan!"

"Und warum?"

"Weil Sie sich unterfangen, Dinge, die Sie nicht verstehen, besser wissen zu wollen als Andere. Eine Künstlerseele muß man sich entwickeln lassen wie eine kostbare Blume, und wer sie ihrem Erdröche entnimmt und einer anderen Sonne, anderem Regen und anderem Licht aussetzt, als sie braucht, der richtet sie zu Grunde. Und wenn Sie das nicht einsehen, verderben Sie Ihres Bruders Leben, und dringt dies in die Öffentlichkeit, ziehen Sie sich unaufrichtigen Hohn und Spott und entrüstete Angri<sup>fe</sup> zu."

"O, ich verachte den Spott der Welt, und ihre Angriffe will ich gern ertragen," erwiderte der junge Kaplan stolz, "aber, Herr geistlicher Rath, liegt nicht die Richtigkeit meiner Anschauung, daß mein Bruder Pfade verfolgte, die ihn der Sünde zuführten, darin begründet, daß sie ihn bis zu jener so verdammens- und abscheuwürdigen That führten, die in jenem Briefe steht?"

"Um!" sagte der Vorgesetzte des jungen Geistlichen, "Sie wollen Alles wissen? Nicht die Pfade der Sünde, von denen Sie beständig in einer seltsamen Verwirrung der Begriffe sprechen, sind daran schuld, daß Ihr Bruder das gethan hat, mein Herr Kaplan, sondern Sie!"

Ludwig fuhr zurück.

"Ja?"

"Ja! Und zwar ist das Verhältnis so: Ihr Bruder hat, sich selbst kaum bewußt, in unschuldigem Triebe, dem man gar nicht die Berechtigung ablenken kann, geliebt."

Ludwig fuhr hier entsetzt auf, daß ein solcher spöttisches Lächeln die glattrasierten Lippen des geistlichen Herrn umspielte, das eine verhaltene Wuth in den jungen Kaplan warf.

Dann fuhr der geistliche Herr fort: "Solche Triebe besserer Naturen führen zu keinen Störungen ihres Seelenlebens, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. Statt das einzusehen, haben Sie dem jungen Menschen gewaltsam die Augen geöffnet, um ihm die Sünde zu zeigen, wo keine war, es müßte denn die Natur eine sein; und die Unschuld in ihren natürlichen Trieben sah er für Sünde an. Das kam selbstverständlich zu Zurückhaltungen und Ersüchtungen, seine Kunst hatten Sie ihm ebenfalls genommen, und all' das forderte unbedingt einen Ausbruch nach irgend einer Seite hin. Und so geschah, was geschah, und hier liegt Ihr Bruder; und wenn er stirbt, seines Todes klage ich Sie nicht an, aber die unschuldige Ursache desselben sind Sie. Darum lassen Sie sich, was ich Ihnen da gesagt habe, zu Herzen gehen und überlegen Sie sich Ihre weitere zu unternehmenden Schritte unter Berücksichtigung der Erkenntniß des eben Gesagten."

(Schluß folgt.)

## Wortspiele, Scherz- und Räthselreden des Jofkes.

Von Mansfred Wittich.

Belustigungen des Verstandes und Witzes sind dem Volke geläufig und beliebt ebenso wie den gelehrten und schulgelernten Leuten. Neben dem des Scharfsinns und Wetstreiten in Witz- und Räthselreden sind vielleicht der Anfang aller Religionen, Philosophie oder Weltweisheit. Wie oft schon hat volkstümlicher Mutterwitz über Subtilitäten- und Stubegelehrsamkeit triumphirt, wie oft hat sich Gellert's Wort: "die Gelehrten, die Verlehrten" lustig bestätigt! Man denke nur an Cullen- und seine Schwänke! Wie lustig und wichtig weiß Till die unlöslichen Fragen der Professoren und Doktoren der Universität zu Prag nicht zu lösen, aber doch zu beantworten, so daß er die Lacher auf seiner Seite hat!

Der Triumph volkstümlichen Mutterwises ist der Gegenstand der bekannten altenglischen Ballade vom König John und dem Abt von Canterbury, allgemein bekannt durch Bürger's Uebersetzung: der Kaiser und der Abt. Der Kaiser — dies kurz der Inhalt — will einem faulen, unwissenden Abt Eins auslösen und giebt ihm drei Fragen zu lösen: Wie viel er, der Kaiser, in vollem Ornat werth sei? Wie lang man Zeit brauche, um die Welt zu umreiten? Was er im Augenblick der Frage- Lösung denke, das doch falsch sei? Drei Monate werden dem Abt Frist gegeben, aber all' sein Sinnen und Umfragen bei klugen und gelehrten Leuten hilft ihm nichts. Da klagt er seinem Schäfer Hans Bendig seine Noth, der sich erbietet, an des Abtes Statt zur Tagfahrt vor den Kaiser zu treten und die Aufgaben zu lösen. Er taxirt, trotz allem Prunk, den Kaiser auf 20 Silberlinge, denn um 30 ward Christus verrathen und verkauft, und um einen mindestens müßte der Kaiser, trotz aller Pracht, doch weniger werth sein. Die Welt könne man, mit der Sonne immer gleiches Tempo haltend, in 24 Stunden umreiten. Endlich drittens denke jetzt der Kaiser, er, Hans Bendig, sei der Abt von St. Gallen, das stimme aber nicht. Erheitert über den Schwank, will der Kaiser nun den Abt absetzen und dem Schäfer dessen Würde und Einkünfte geben; der aber lehnt dies ab und erwirkt Gnade für seinen Herrn.

Denselben Schwank behandelt der Meisterfinger Hans Jolz in einem Faschnachtspiel. Die Ereignisse sind dieselben wie bei Bürger, nur daß dessen Schäfer hier zu einem Müller wird, und die Fragen lauten: Wie viel Wasser ist im Meer? Wie viel ist der Kaiser werth? Wem wohnt das Glück am nächsten bei? Der Müller antwortet: Im Meere sind drei Krusen Wasser, wenn diese Krusen nur groß genug sind, um alles Wasser zu fassen; der Werth des Kaisers wird ähnlich wie bei Bürger angegeben; für den glücklichsten Mann erklärt der Müller sich selbst, denn bisher sei er nur Müller gewesen, jetzt aber Abt geworden. Das bestätigt denn der Kaiser auch. Der Schluß des Spiels lautet (Der neue Abt spricht):

Euren kaiserlichen Gnaden dank ich sehr.  
Ich bit' Euch, beurlaubt mich acht Tag,  
Bis ich meine Mühl' verlaufen mag,  
Dah ich sag' meiner Müllerin,  
Wie sie nun sei eine Nebistin,  
Und meinen Töchtern und Knaben,  
Dah sie einen Mönch zum Vater haben,  
Im Kloster sei ich das höchste Haupt.

Kaiser:

Ja, Müller, das sei Euch erlaubt.

Der neue Abt:

Ihr edlen Fürsten und Herren seid gewährt,\*  
Wer vor mein Kloster reitet, geht oder fährt,  
Dem will' ich guten Willen beweisen!  
Mit Kost, mit Futter, Nagel und Eisen.  
Und thut mich darum nicht verachten,  
Dah man mich als Müller hat gesehen.

In der Schwanksammlung „Schimpf (Scherz) und Ernst“ des elsässischen Mönches Pauli ist der Müller ein Sauhirt und der Kaiser wird ein „Junfer“. Er taxirt den Kaiser ebenso wie Hans Bendig und der Müller. Die andere Frage: Wo ist der mittlere Punkt der Erdoberfläche? beantwortet er ausweichend: seine Kirche siehe auf diesem Punkt; wenn man's nicht glaube, möge man's nachmessen. Die dritte Frage lautet hier: Wie weit ist Glück und Unglück voneinander? Darauf lautet die Antwort: „Nicht weiter als über eine Nacht, denn gestern war ich ein Sauhirt und heute bin ich ein Abt.“ Der Schluß lautet: „Der Junfer (der adelige Patron, der die Abtei zu vergeben hat) sprach: Bei meinem Eid, so mußt Du Abt bleiben! — und blieb auch also Abt.“

Im „Gjopus“, einer Fabel- und Schwänke- sammlung in Versen von Burkard Waldis, spielt sich dieselbe Geschichte zwischen einem Sauhirten und einem Fürsten ab. Die Fragen sind: Wie hoch ist der Himmel? Wie viel Wasser ist im Meer und wie tief ist es? Wie weit ist Glück von Unglück? Von den Antworten interessiert am meisten die auf die

\* Perfidiert, ich biete Euch Gewähr.

Frage nach der Tiefe des Meeres: einen Stein- wurf tief! —

Daß ein Anderer als der eigentlich Gefragte antwortet und den Bedrohten aus der Noth hilft, findet sich in der volkstümlichen Literatur auch noch anders angewendet.

Die altschwedische Sage meldet: Vor den weisen und gerechten Götakönig Hejdrik ward ein reicher, mächtiger, aber blinder Mann Nantens Gester vorgeladen, der sich vielfach gegen den König vergangen hatte. Dieser Letztere hatte den Brauch, nie im Zorn zu strafen, sondern Freveler durch ein zwölf- männer-Gericht vernurtheilen zu lassen, aber selbst die Vernurtheilten noch zu begnadigen, wenn sie ihm Räthsel aufgaben, die er nicht lösen konnte.

Da opferte Gester dem Gotte Odin, der an seiner Statt und in seiner Gestalt vor Hejdrik trat und ihm Räthsel aufgab, die Zener alle löste. Unter Anderem fragte Odin den König:

Von Hause fuhr ich,  
Fort zog ich weithin,  
Sah dann viel Wege:  
Weg war unten,  
Weg war oben  
Und Wege auf allen Seiten.

Hejdrik antwortet:

Gut ist dein Räthsel,  
Zu blinder Gester!  
Gesunden ist es:  
Der Vogel flog oben,  
Der Fisch schwamm unten,  
Ueber die Brücken du fuhrst.

Gester:

Was war das Wunder,  
Das ich draußen gewahrte?  
Acht Füße es hatte,  
Vier Augen es hatte,  
Und seine Kniee  
Ueberragten den Magen.

Hejdrik antwortet:

Die Spinne.

Gester:

Wer ist der Dumme,  
Der über Land fährt,  
Verschlinget See und Wald;  
Den Wind er fürchtet,  
Nicht aber den Menschen.  
Die Sonne verzehret ihn.

Hejdrik rief richtig:

Das ist der Nebel.

Gester:

Vier gehen,  
Vier hängen,  
Den Weg zwei zeigen  
Und den Hundem wehren,  
Einer hängt hinten.

Hejdrik:

Eine Kuh war es,  
Die du dort sahst  
Vierbeinig umhergehn;  
Vier Euter hängen,  
Der Hörner zwei  
Den Hundem wehren,  
Der Schwanz hängt hinten.\*

Gester:

Wer sind die Weiden,  
Zur Versammlung sie ziehen.  
Haben miteinander  
Der Augen drei,  
Der Füße zehn  
Und einen Schweif.  
So ziehen sie  
Ueber Land weg.

Hejdrik:

Odin es ist,\*\*  
Auf Sleipnir er reitet,  
Dem guten Pferde  
Mit zweimal vier Beinen.

Zuletzt fragt Gester Odin den König, was er, Odin selbst, seinem Sohne Baldur in's Ohr gesagt

\* Dasselbe auf Schwäbisch lautet: Viere ganget und viere hangt, zwei spitzige, zwei gitzige und Einer zottelt hinten nach.

\*\* Der nur ein Auge hat, das Symbol der Sonne, das dem Himmelsgott g. führt.

Von jedem Reiter schlechthin, nicht dem götlichen Boden mit seinem zauberhaften Ross Sleipnir, heißt es in Holstein: Kam ein Thier aus Norden, hat vier Ohren, sechs Füße und einen langen Schwanz.



J. v. Ullrich  
Der heilige Abend.



S. F. A. X. A.

Copyright by Thos. Co. Schenck

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.

Abbildung von Fritz von Uhde.

habe, als Jener zum Scheiterhaufen getragen wurde. Das kann Hejdrik natürlich nicht lösen, ergrimmt und schlägt mit dem Schwert nach Geier-Odin, der in Falkengestalt davonfliegt.

Auf den Faröerinseln ist dasselbe Räthsel Lied zu Hause.

Im Wasfhrudnir-Lied der Edda erprobt Odin, unter dem falschen Namen Gaugradr sich bei dem weisen Jötun (Riesen) Wasfhrudnir einflüßend, dessen Weisheit und fragt ihn die ganze altgermanische Götterlehre, Weltanschauung und Untergangsgelübte ab. Zuletzt thut er dieselbe Frage, wie Odin im altschwedischen Gesterlied an Hejdrik. Und Wasfhrudnir antwortet, Odin erkennend an dieser Frage:

Nicht Einer weiß,  
Was in der Vorzeit du  
Sagtest dem Sohn in's Ohr;  
Du nimmst auf dem Munde,  
Welcher ich Schicksalsworte  
Von der Ase (Götter) Ausgang.  
Mit Odin kämpft' ich  
In klugen Reden:  
Du wirst immer der Weiseste sein.

So mag Räthselfrage und -Antwort zwischen unsrerem Verfahren herüber und hinüber gegangen sein, wenn sie beim Schmaus und Trunk auf der Meißbank saßen und zur Unterhaltung einander prüften auf Wissen und Witz. Wer der Lande und Meere viel durchfährt, wird ein erfahrener Mann, gewinnt Erfahrung; wer hinter dem Ofen hocken bleibt, bleibt unerfahren, dumm und dumm.

„Mann wird Manne durch Rede kund!“ lehrt die Edda. „Rede, damit ich Dich sehe!“ sagte ein griechischer Weise zu Einem, der ihn besuchte und Jene noch nicht bekannt war. Mit Räthselfragen prüfte der Sage nach die Königin von Saba die Weisheit Salomo's, ebenso wie Helden und Götter der Edda einander auf diese Weise erproben.

Wer sich in Welt und Leben umgesehen hat, wird an kluger Antwort und witziger Rede, aber auch an schwieriger Fragestellung erkannt, durch seine Räthselkunde, die so eng mit der Dichtkunst verwachsen, ein Stück von ihr ist, wie wir oben aus Wackernagel's Würdigung des Räthfels erfahren.

Ein paar Proben uralter deutscher Räthsel mögen uns versüßlichen, woran derart altgermanisch Volk sich freute. Naturbeobachtungen berichtet der „Erfahrene“ und sucht seines Gleichen, der ihm antworten kann. So im Folgenden:

„Wer sind die Bräute, die auf Brandungsflüssen gehen und die Nacht entlang fahren? Hartes Bett haben die weißgeschleierten Weiber und spielen in Seezelle wenig.“

Antwort: Die Meereswellen.

Uralt und lebendig erhalten bis heute ist auch folgendes Räthsel:

Flug der Vogel Federlos,  
Setzte sich auf den Baum Blattlos,  
Kam die Jungfrau Mundlos,  
Hing ihn kühlos,  
Aß ihn armlos.

Antwort: Die Schneeflocke, die sich auf entblättertem Baum niederläßt, wird von der Sonne gefangen und verzehrt, d. i. geschmolzen.

Daß dem Krieger nordgermanischen Alterthums sein Gewissen am Herzau liegt und auch zu Räthselrede veranlaßt, kann man sich leicht vorstellen.

„Was ist das für ein Thier, das Dänen (Männer) schlägt, blutigen Rücken trägt und Wunden vorn, Sporen bezeugt, sein Leben dran giebt, seinen Leib in Mannes Hand legt?“

Das ist der männerhürmende Schild.

Der beste Schild ist ein zuverlässiger Freund. Wenn aber der Freund fern ist? Nun, er ist unter demselben Himmel. Das drückt das altgermanische Räthsel so aus:

„Einer hat 30 Meilen zum Freunde und doch sollen Beide binnen kurzer Frist ihre Hände aus Einem Wasser waschen und an Einer Sache trocknen.“

Das gleiche Wasser, welches Beiden dient, ist der Thau, der auf der ganzen Erde allüberall fällt, und das Beiden gemeinschaftliche Handtuch, das sie trocknet, ist der Wind, der allumfährt.

Naturbeobachtung und geistiger Menschenverstand, sinniges Vertiefen in das Geschaute und „Erfahrene“ und sinnige Wiedererinnerung, Auffrischung der Erinnerung bei den Genossen am fröhlichen Mahl oder bei ernster Berathung, das ist das Räthsel und die kluge Spruchrede in altgermanischer Zeit. —

## — Zwischen Morgen und Abend. —

Von Hans Ostwald.

Sie lag im Halbschlummer, in jenem Zustand, in dem die Erregtheit den Schlaf nicht vollkommen den Körper überwältigen läßt. Pünktlich wach werden . . . pünktlich wach werden! das zog sie immer wieder empor, immer wieder blickte sie nach der Uhr, die an einem kleinen gestickten Polster an der Wand hing. Die übermäßige Anstrengung, die Nichtbeachtung der Müdigkeit hatte sie so gereizt, daß sie keinen Schlaf finden konnte.

Immer wieder zog es sie empor: Pünktlich wach werden . . . pünktlich wach werden! . . . Nur nicht heute, am Heiligabend, zu spät kommen! Heute, wo es galt, den letzten Sturm der Käufer auszuhalten, den letzten, heftigsten Heißhunger auf die zierlichen, schillernden Galanterie- und Lederwaaren zu stillen. Heute, gerade heute wollte sie die Pünktlichste im Geschäft sein.

Wenn sie ein wenig eingeschlummert war, schreckte sie empor: „Pünktlich wach werden! . . .“

Und beim Schein der Lampe, über deren Milchglasglocke ein Zeitungsbogen gehängt worden, damit ihr Licht gedämpft sei, lagte sie mit schmerzenden Augen nach dem Zifferblatt.

So lag sie schon eine Weile; da richtete sich auf dem gegenüberliegenden Bett eine Gestalt empor, ihre Mutter. Sie lauschte auf die vom unteren Stockwerk heraufklingenden Töne einer Wanduhr und schrie dann: „Agnes! Aufstehen! . . . Es hat schon sechs geschlagen! . . . Du wollest ja heute früher als sonst geweckt werden. Hörst Du, Agnes!“

Agnes murmelte einige unverständliche Worte, erhob sich jedoch nicht.

Ihre Mutter hatte sich unterdessen schon angekleidet und ging hinaus in die Küche, in der Thür nochmals rufend: „Agnes, aufstehen! Hörst Du, Agnes?“

Agnes waren die Zornes grell und widerwärtig erschienen. Wie genau sie Alles gehört hatte . . . Und sie mußte wohl auch aufstehen, damit die ausgekranteten Sachen wieder in die Kästen geordnet werden konnten, ehe das Geschäft geöffnet wurde. Herr Gerding, der Inhaber des Geschäfts, sollte mit Zufriedenheit Alles sehen und die Gehaltszulage, die sie als Weihnachtsgeschenk erhoffte, freudig und leichten Herzens geben können. Aber es war, wie wenn der Weckruf sie zu längerer Ruhe veranlasse, wie wenn er die entgegengesetzte Wirkung ausübte. Sie blieb liegen, wach, doch mit geschlossenen Augen.

Und als ihre Mutter den Kopf durch die Thürspalte steckte und mahnend rief: „Agnes, hörst Du denn nicht? Es ist die höchste Zeit!“ kniff sie wie zum Trotz die Augenlider fester zusammen. Wie unangenehm die Stimme ihrer Mutter klang . . . Es war ja auch noch Zeit genug. Wenn auch mal nicht so viel aufgeräumt wurde — es war ja heute der letzte Tag und nach dem Feste blieb so viel Zeit zum Stramen.

Und sie schlummerte, ohne es zu wollen, wirklich ein.

Die Mutter rief dranhin, am Herd, nach je zwei Minuten, ihr: „Agnes! Es ist die höchste Zeit!“ Sie war im guten Glauben, daß ihre Tochter sie höre und schon aufgestanden sei und sich wasche. Nur mehr aus Gewohnheit rief sie ihr: „Aufstehen!“

Sie hatte schon den Kaffee gekocht und ging mit der gefüllten Kanne in's Zimmer. Da lag Agnes noch schlafend und ruhig. Jetzt aber rüttelte sie ihre Tochter und schrie sie an, daß es schon so spät sei, daß sie erst nach dem Deffnen des Ladens in's Geschäft kommen werde.

Entsetzt sprang Agnes aus dem Bett. Verschlafen, mit zwinkernden Augen und nieselnder Stimme, schalt sie mit ihrer Mutter: „Warum hast Du mich denn nicht pünktlich geweckt? . . . Ach, das hast Du nicht! . . . Ja, wenn man im besten Schlaf liegt, wenn es noch garnicht nöthig ist, schreist Du einen schon an, und dann steh' ich natürlich noch nicht auf . . . Warum läßt Du mich denn nicht so lange schlafen, bis es gerade richtig ist? Warum weckst Du nicht zur genauen Zeit? . . . Jetzt, wo jede Minute Schlaf unentbehrlich ist? . . . Von Dir soll man mir was verlangen! Du kamst Dich ja nicht ein bißchen Deinen Kindern anpassen. Wir sind Dir ja ganz gleichgültig! Na, ich sage, du komme ich wieder zu spät. Bloss durch Dich . . . bloss durch Dich!“

So quälte sie ihre Mutter, während sie sich hastig aufkleidete. „Wenn mir Herr Gerding nun keine Zulage giebt — Du bist die Schuldige!“

Ihre Mutter ertrug widerspruchslos das Gezänke. Still legte sie ihr die Kleidungsstücke, den Hut und die Handschuhe zurecht. Während sich Agnes das Haar kämmt, knöpfte die Mutter ihr die Schuhe zu. Dann goß sie den dampfenden Kaffee in eine Untertasse, damit er rascher abkühlte. Rasch schnitt sie das Frühstücksbrot, Alles ohne zu antworten.

Nur zeigten sich auf ihrem gutmüthigen, mütterlichen Gesicht einzelne rothe Flecken. Als aber Agnes hartnäckig wiederholte: „Bloss durch Dich komme ich immer zu spät! Bloss durch Dich!“ richtete sie ihre kleine, gekrümmte Gestalt auf und sagte mit zitternder Stimme: „Ich? Ich soll die Schuldige sein? Ich möchte wohl sehen, wo Du bleibst, wenn Du mich nicht hättest! Aber jetzt schweige ich nicht mehr! Nein, ich schweige nicht! Und wenn ich zehnmal von meinen Kindern abhängig bin — dazu haben sie kein Recht! . . . Das ist doch zu schrecklich! Nur nicht von seinen Kindern abhängig sein! . . . Am liebsten suchte ich mir Aufwartestellen, um mir nicht immer so was sagen lassen zu müssen . . . Ich — ich halte das nicht länger mehr aus. Ich lasse mir das nicht länger von meinen Kindern mehr sagen!“

Die letzten Worte klangen schluchzend, halb erstickt. „Na, du weinst Du schon wieder!“ sagte Agnes wegwandernd, mit der ganzen Härte ihrer Jugend. „Mit Dir kann man ja nicht ein Wort ruhig sprechen . . . Ich weiß garnicht, warum Du Dich so aufregst? Ich habe Dir garnichts gethan.“

Sie hatte Alles, was sie im Aerger gesprochen, selbst garnicht begriffen, nur Alles vor sich hin gesagt, ohne ihre Mutter kränken zu wollen. Es kam ihr auch jetzt nicht zum Bewußtsein, daß sie die Empfindungen ihrer Mutter verlegt hatte. Von Allem, was ihre Mutter ihr erwiderte, traf sie am meisten, daß diese sich von ihren Kindern abhängig fühlte; das bedrückte sie, und um sie zu beruhigen und sie froher zu stimmen, sagte sie; „Ach was! Abhängig! Rede doch nicht so was! Das verstehe ich ja garnicht!“

Aber ihr Ton war, wohl infolge ihrer Abgespanntheit, nicht freundlicher geworden.

„Ein ganz niederträchtiges Geschöpf bist Du geworden!“ schrie jetzt die Mutter erbost. „Jetzt willst Du mich auch noch zum Besten haben! Das, das habe ich wahrlich nicht um Dich verdient!“ Die Thränen liefen ihr über die Backen und fielen auf das Brötchen, das sie in ihren Kaffee tauchte. Sie konnte nicht weiter essen. Der Bissen quoll ihr im Munde; sie vermochte nicht, ihn hinunterzuschlucken. Und als sie nun Agnes verstört und betreten dastehen sah, vollständig angekleidet, auf ein gutes Wort der Mutter wartend, lief all' ihr Zorn und Gram mit den Thränen aus den Augen. Nachgebend wollte sie sagen: „Hast Du auch nichts vergessen?“

Aber es kam heftiger heraus, als sie wollte, und Agnes, wohl zur Verführung geneigt, doch immer wieder gereizt, hörte nur den falschen Ton und sagte zürlichweisend: „Na, gewiß! Ich bin doch kein kleines Kind, das seine Gedanken nicht beisammen hat.“

„Na...“ machte die Mutter, halb einlenkend. Und nach einem kurzen Schweigen versuchte sie es, die sonst zwischen ihnen herrschende Vertraulichkeit wieder herzustellen: „Ich weiß garnicht, wie Du jetzt geworden bist. Seit einiger Zeit bist Du so barsch und bestig wie ein Junge in den Pflanzgärten. Ich habe Dir doch wahrlich keinen Grund dazu gegeben, das mußt Du doch selbst sagen. Ich thue doch gewiß, was ich kann. Aber ich kann doch auch nicht dafür, daß wir es nicht so haben... Wenn es nach mir ginge, dann brauchtest Du wahrlich nicht in's Geschäft. Dann solltest Du hier zu Hause sitzen und Deine Aussteuer nähen.“ Ihre verweinte Stimme war wieder wärmer, liebevoller geworden. Aber Agnes schien das nicht zu behagen. Sie hörte auch mehr die anklagenden Worte, als den zutraulichen Ton. Die letzten Sätze hatte sie überhaupt fast garnicht beachtet. Nur bei dem Worte „Aussteuer“ machte sie eine unmuthige Geste.

Die Mutter glaubte, das richtig verstanden zu haben: „Ich weiß nicht, warum meine Töchter kein richtiges Vertrauen zu mir haben? Warum sagst Du mir denn kein Wort davon, daß Du — Du...“ sie wurde selbst verlegen, als sich Agnes erröthend abwandte. „Na, Du kommst es mir doch sagen, ob es ein anständiger Mann ist und ob er reelle Absichten hat... und ob er sich schon geäußert hat... und ob er auch eine Familie ernähren kann.“

Agnes hatte ihre Unsicherheit überwunden. Mit der Hand, auf die sie den Handschuh halb gezogen hatte, winkte sie ab: „Was Ihr Euch gleich immer denkt! Daran ist noch garnicht zu denken!“

Die Mutter wollte die zarte Schenkel der Tochter nicht verletzen. Doch kränkte sie die Verschlossenheit ihres Kindes. Traurig sprach sie: „Ihr habt jetzt garnichts mehr für mich übrig. Nichts erzählt Ihr mir mehr... wie es im Geschäft zugeht, wie Ihr Euch im Verein amüßet, wie Ihr auf der Fortbildungsschule vorwärts kommt... Man weiß schon garnicht, wie Ihr jetzt lebt.“

Diese gutgemeinten Worte verstimmten wieder die immer noch empfindliche Agnes. „Aber hat man denn jetzt Zeit dazu? Und muß man denn jede Kleinigkeit an die große Glocke hängen?“

„Nein, das brauchst Du nicht. Aber Ihr macht Euch eben garnichts aus Eurer Mutter!“ Die alte Frau stieß zitternd ihre Schürze auf den Knien glatt: „Ihr habt mich noch nicht mal gefragt, was ich mir zu Weihnachten wünsche.“ Halb lustig, halb misanthropisch klopfte sie sich auf ihre Schenkel: „Ihr denkt wohl, solche alte Frau braucht nichts mehr? Nein, ich habe auch noch meine Wünsche. Nun gerade! Nun sollt Ihr mir was Ordentliches schenken! Weißt Du, was ich will?“ Mit kindlichem Verlangen und lauter Vorfreude, wie sie alten Menschen oft eigen sind, meinte sie: „Eine schwarzeidene Kapotte will ich haben. Ja, ja; mich friert immer so sehr am Kopf, wenn ich einhole. Und Ihr könnt ja auch mal Eure Mutter ein bisschen herausputzen. Ich bin ja Eure Mutter...“ Sie fuhr mit der flachen Hand seitwärts durch die Luft. „Dann kann ich mich auch mal mit Euch sehen lassen, wenn ich Euch begleite. Dann könnt Ihr stolz auf Eure alte Mutter sein... Das heißt, die Kapotte will ich von dem Einen, der Andere soll mir warme Handschuhe und einen neuen Regenichirm schenken.“

Agnes fühlte es heiß, erstickend in ihrer Kehle aufsteigen. Das war ja unvernünftig, was die Mutter da von ihnen verlangte. Bei dem knappen Gehalt... und dann solche Ausgaben! Der scherzhafteste Ton der Mutter war ihr wie eine Verhöhnung erschienen. Erregt stieß sie hervor: „Du... Du... wie kannst Du so kindisch sein. Dazu haben wir denn doch wirklich kein Geld übrig!“

Mit lautem Knall warf sie die Thür hinter sich zu. Als sie die finstere Treppe hinunterging, zitterte sie vor Zorn. Sie hatte sich mit der Mutter verfühnen wollen, war freundlich zu ihr gewesen — und nun mußten sie so auseinander gehen.

Dabei sah sie schon ihre Mutter mit der seidenen Kapotte vor sich. Die Freude regte sich in ihr. Es schien ihr gewiß zu sein, daß die alte Frau so geschmeichelt wurde. Und eine gewisse Befriedigung über den Wunsch der alten Frau konnte sie nicht unterdrücken. Aber — er war doch eigentlich recht unmüthig!... Na, das sollte ihr gerade einfallen, solchen Luxus zu treiben. Da gab es wohl nöthigere Sachen!...

Sie sprang behende auf einen Straßenbahnwagen, um die versäumte Zeit wieder einzuholen. Sonst ging sie immer den Weg, um frische Luft zu schöpfen. In dem vollbesetzten Wagen beobachtete sie die Mitfahrenden. Meist jüngere, wenige ältere Mädchen und Männer; waren es, an deren einfacher Kleidung zu erkennen war, daß sie als Angestellte in den Geschäften des Zentrums ihr Brot verdienten. Sie hatten sich Alle warm eingehüllt. Trotzdem hatten Viele blaurothe Gesichter. Manches bleiche, überarbeitete Gesicht wurde von der Kälte frisch gefärbt. Es war eine Lust, all' die rothen Backen zu sehen. Agnes dachte, es sei, als wenn sie aus der Sommerfrische heimkomme unter Badegästen, die sich an der See ihre Frische wiedergeholt hätten. Und wie munter sie fast Alle dasahen! Einige der Mädchen lasen beim Schein der Glühlampen, die von oben herab die beiden Reihen der Fahrenden beschienen.

Aber bei näherem Hinsehen erkannte Agnes jenen Zug im Gesicht, der von gewaltsam überwindener Müdigkeit kommt. Und jetzt überflog sie selbst jenes Frösteln, das bei erzwungenem Angespanntsein Einem ab und zu überläuft. Sie sah nun auch die schneelig überfrorenen Fenster des Wagens. Bitternd kauerte sie sich auf ihren Sitz. Ach, wenn nur erst dieser Tag vorüber wäre, damit man sich endlich einmal auschlafen, ausruhen könnte!

Und da sah sie sich wieder am Kaffeetisch, mit ihrer Mutter streitend. Wie die ihr Alles zurechtlegte neben der brennenden Lampe, und wie sie trocknete, oder gerade deswegen? mit ihr zankte. Sie fühlte sich ganz unglücklich über alle diese Vorkommnisse. Aber sie hatte doch eigentlich garnicht Murren gethan. Warum sind auch die alten Leute, die Mütter, so aufmerksam und unterwürfig zu ihren Kindern!... Wenn die sich dann an all' das gewöhnt haben und es als selbstverständlich verlangen, dann... ja dann giebt es Klagen, Zwiepsalt und Klummer... Na... das konnte ja ein netter Heiligabend werden!... Und wie sie wohl sagen konnte, man hätte kein Vertrauen mehr zu ihr? Selbst über die geheimsten Gefühle und Gedanken wollte die Mutter unterrichtet sein...

Wenn sie auch bei den Fragen der Mutter an Herrn Oskar Höft, den ersten Verkäufer im Geschäft, gedacht hätte... sie hatte eben nur an ihn gedacht. Es war sonst wirklich nichts zwischen ihnen... Nun dachte sie wieder an die Gehaltszulage. Wie viel mochte das wohl sein? Ob sie es da wohl wagen dürfte, ihrer Mutter die Kapotte zu kaufen?... Aber nein, nein, nun gerade nicht! Ihre Mutter hatte sie zu gebieterisch verlangt — ja verlangt, nicht gewünscht. Wünsche klingen anders. Sie sind eben Wünsche, die nur so ausgesprochen werden, und bei denen man auch zufrieden ist, wenn sie nicht in Erfüllung gehen. Aber solch' Verlangen, solch' Auftreten ließ sie sich entschieden nicht gefallen! Das hatte sie doch nicht mehr nöthig. Und wenn ihr die ganze Festfreude und Feiertagsstimmung verdorben sein sollte, wenn sie unzufrieden und verärgert beieinander sitzen sollten, die Kapotte wollte sie der Mutter nicht kaufen... Sie fühlte über all' dem Durcheinanderschwirren der Gedanken ein prickelndes Stechen über den Augen. Nun auch noch Kopfschmerz!... Das würde ein Heiligabend werden!...

Da schreckte sie auf. Der Schaffner rief eine Haltestelle aus, die hinter der lag, bei der Agnes hätte aussteigen müssen. Rasch sprang sie vom Wagen. Auch das noch!... Schließlich kam sie gar, wenn der Laden schon geöffnet war!

Sie kam an einem Seiden- und Spitzengeschäft vorüber. Da stand gerade eine solche Kapotte, wie sie die Mutter sich wünschte. Gewiß, das blasse, schmale Gesicht der Mutter mußte hübsch aussehen in dem schwarzen Stoff mit den bunten Spitzen

und der velourfarbenen Schleife. Wenn ihre Mutter nicht so häßlich gewesen wäre... aber auf solche Art wollte sie sich nichts abtrotzen lassen...

Aber plötzlich, es war ihr schon gleich, ob sie zu spät kam oder nicht, — plötzlich stand sie im Laden und fragte nach dem Preis der Kapotte.

„Acht Mark und neunzig Pfennige!“ antwortete der Verkäufer; „darf ich sie dem gnädigen Fräulein einpacken? Es ist etwas außerordentlich Preiswürdiges. Wirklich...“

Doch Agnes war schon erschrocken bis an die Thür zurückgewichen: „Nein, ich danke... Ich wollte nur erst den Preis wissen.“

„Aber Sie können es wirklich glauben... Sehen Sie, hier ist dieselbe. Feinste Seide, beste Spitze und prima Sammetband in der Schleife... Wir haben keinen Verdienst daran. Es ist nur ein Artikel, um Kunden heranzuziehen. Ihnen kann ich's ja sagen, Fräulein,“ meinte der Verkäufer jetzt vertraulicher, als er sie näher betrachtet und ihr einfaches Kleid gesehen hatte. „Es ist wirklich eine günstige Gelegenheit.“

„Ja, ja,“ meinte Agnes. „Aber das viele, viele Geld... Nein, nein, ich muß etwas Billigeres haben.“

„Ja, mein Fräulein, in der Art aber nicht. Dann giebt es nur die gestrickten Wollachen...“

Eine heiße Welle durchlief Agnes: „Na, dann packen Sie die Kapotte nur ein... ich hole sie am Abend.“

Und hastig lief sie hinaus.

Wie jugendlich ihre Mutter in dem Ding aussehen würde! Sie sah sich schon stolz neben ihr gehen.

Aber deswegen wollte sie heut' Abend doch nicht herziger zu ihr sein. Wenn sie auch die Kapotte gekauft hatte; das verpflichtete zu nichts. Und diese große Ausgabe!... Sie kam wirklich nicht dazu, eine regelrechte Aussteuer zusammen zu sparen.

Als Agnes in den Galanteriewaaren-Laden trat, fand sie nur die Schenkerfrau. Die Verkäufer und Verkäuferinnen kamen etwas später. Das befriedigte sie ein wenig. Und heiter sagte sie Herrn Höft aus dem Kopfe an, was sie gestern Alles verkauft hatte. Als er aber nur an das Geschäft zu denken schien und nichts von der Schlittschuhfahrt sagte, die sie am zweiten Feiertag nach Spandau machen wollten, verschwand ihre Heiterkeit wieder. Und mit einer gewissen Gleichgültigkeit bediente sie die ersten Kunden. Auch dachte sie nicht mehr mit derselben Erregtheit daran, daß sie sich mit ihrer Mutter erjüret hatte.

Und im Trubel des Geschäfts vergaß sie bald allen Kummer.

Zwischen Zwölf und Eins trat eine kleine Pause ein. Agnes ordnete im Hintergrund einen Kasten voll Notizbücher. Die anderen Mädchen bedienten die wenigen Käufer. Herr Höft ging gerade zu Tisch und verschwand auf der Straße bald im Strom der hastig durcheinander eilenden Menschen. Da hörte Agnes hinter sich den Geschäftsbefürger mit seiner Frau sprechen. Sie saßen in dem kleinen Verschlag hinter den Regalen und unterhielten sich über die Geschenke, die sie ihrem Personal machen wollten. Die Frau sprach sich lobend über Agnes aus, die mit Ruhe und Uebersicht die anderen Mädchen leitete.

„Ja, weißt Du, ich habe schon gedacht, wir könnten Herrn Höft zum nächsten Termin kündigen und sie an seine Stelle rücken lassen,“ meinte er.

„Ja, gewiß; sie ist ja so verständig.“

„Und eine weibliche Kraft ist doch nur halb so theuer als eine männliche.“

„Und Fräulein Agnes ist ruhiger und umsichtiger als so ein Mann.“

Wie sich Agnes schämte! Hier sprach man von ihrer Ruhe... und zu Hause... bei der Mutter...

„Und wie sie sich freuen wird, wenn wir ihr sagen, daß sie aufrückt?!“

„Der Stolz!“

„Und die Eitelkeit!“

„Sie muß dann allerdings, wie jetzt Herr Höft, öfter Abends ein paar Stunden länger bleiben, um die Bücher zu vergleichen.“

„Dafür giebst Du ihr auch mehr Gehalt als jetzt.“

„Ja, ich dachte, zehn Mark auf den Monat.“  
 „Das ist reichlich genug. Es ist ja nur ein junges Mädchen.“

„Na, die wird sich heute Abend freuen!“  
 „Ja, weißt Du, das kann ich mir denken. Gott, mir wird ganz weich... ein junges Mädchen, und dann solch' plötzliches Anfrühen.“

Und in ihrer unbewußten Hartherzigkeit fiel es ihnen garnicht ein, daß sie den Einen in's Unglück stürzten, um den Anderen zu erfreuen. Sie waren Beide ganz gerührt ob ihrer Güte.

Agnes aber ward es erst jetzt klar, was es bedeutete, wenn sie in Herrn Höft's Stelle rückte. Dann war er ja brotlos! Und sie hatte geglaubt, daß er hier eine Lebensstellung habe, die ihnen die Heirath ermöglichen würde. Denn das glaubte sie bestimmt, daß er sie heirathen wolle. Und nun, wer weiß, wann er wieder einen Posten fand... Da mußte sie ihm schließlich mit Geld anshelfen. Und was nützte es da, daß sie etwas mehr verdiente; unter solchen Umständen war noch lange nicht an die Einrichtung eines Heims zu denken. Und die Freude über die Anerkennung durch den Geschäftsbefitzer und seine Frau konnte garnicht aufkommen bei all' den Sorgen und Grübeleien.

Ganz verwirrt ging sie im Laden umher.

Und als Herr Höft wiederkam, mußte sie sich durch die Mittheilung des Gehörten befreien.

Er war einen Augenblick verblüfft. Dann sah er sie traurig fragend an: „Und Sie freuen sich so garnicht?“

„Ach... wenn ein Anderer solch' Unglück dabei hat!“

„Agnes... Agnes... ich... ich komme morgen früh zu Euch!“ Er drückte ihre Hand und setzte sich mit erzwungener Ruhe auf seinen Drehschemel.

Sie hatte bei dem erregt hervorgestoßenen Satz die Leidenschaft über sein Gesicht leuchten sehen. Noch verwirrter als vorher ging sie an ihre Arbeit. Als sie wieder zu sich selbst kam, sah sie ihn stolz an. Sie wurde ja so hoch geschätzt, daß sie seine, von ihr lange beneidete Stellung einnehmen sollte. Ihr Selbstbewußtsein erwachte. Na, eine Unterwürfige, aus unglücklichen Verhältnissen durch die Heirath Erlöste brauchte sie nicht zu sein. Sie hatte ihre Position! Sie wußte und konnte was! Und sie wollte mit am Heim zimmern. Muthig mit durchhalten und selbst ihr Theil mit herbeischaffen... und nicht abhängig sein... nicht abhängig, wie ihre Mutter von den Kindern. Und mit schmerzlicher

Heiterkeit lächelte sie ihm zu und scherzte mit den Kunden.

Wie sie ihrer Mutter gegenüber treten wollte, wußte sie noch nicht. Wenn sie ihr auch die Kapotte gekauft hatte...

Als sie endlich spät am Abend nach Hause kam, sagte sie kaum hörbar: „Guten Abend!“ Während die Mutter in der Küche wirtschaftete, schmückte sie den Baum. Kurz vor Mitternacht war es so weit, daß sie die Lichter anzünden konnte. Sie rief die Mutter und die anderen Schwestern. Und als in deren Augen die Lichter glänzten, reichte sie rasch die Schachtel mit der Kapotte der Mutter und sagte, immer noch barsch: „Na... sonst wärst Du ja doch nicht zufrieden gewesen!“

Dabei aber drückte sie ihre Mutter zärtlich an sich und sagte: „Morgen muß zeitig rein gemacht werden — Herr Höft besucht uns.“

Die alte Frau hielt ihre Tochter umschlungen und schluchzte vor Freude. Sie wußte selbst nicht, ob über ihre Tochter, die immer erst lärnte, dabei aber schon den Vorsatz gefaßt hatte, Alles zu besorgen, oder ob über die prächtige Kapotte, oder über den Besuch am Weihnachtsmorgen. —

## Feuilleton.

### Die letzte Gnadenbezeugung.

Im tiefsten, verborgensten Winkel von Kronborrigs Kafematten — akkurat dort, wo Die Steenwinkel seine letzten Tage verbrachte, ehe daß er emporgeführt und justizirt ward — lag der uneheliche Sklave Jens Tibberup.

Volle fünfundsiebzig Jahre war er Galeerensklave in Bremerholm; denn er war ein bannharter Kerl gewesen, und dieserhalb mit den Anderen nach Helsingör gesandt worden, um die Seemannen abzureißen. Doch war er jetzt vollständig verbraucht durch die schwere Arbeit im Eisen und hatte sich dazu noch das kalte Fieber geholt, sodaß er null und nichtig geworden.

Ward also befohlen, da Ihrer Majestät Kasse nicht unnötig beschwert werden sollte durch Souteniren solch' unartigen Dinges und solch' inkommoder Person, daß Meister Casper ihn denn in Gottes Namen empfangen, anhängen und ihm die letzte Gnade erweisen solle, doch mit möglichst wenig Anstalten von wegen der Kosten.

Herr Bedor — obgleich Jens ja als Sklave nicht einmal zu seiner Gemeinde gehörte —, Herr Bedor, ein eifriger Diener des Wortes Got's, ehemaliger Informator beim seligen Holger Jörgensen Rosenkrantz zu Rosenholm, welch' ehrlicher und wohlgeborener und ganz besonders gottesfürchtiger Mann die Sitte hatte, an jedem Stillfreitag seine Söhne mit eigenen Händen bis auf's Blut zu peitschen, auf daß sie desto besser Christus lieben und seiner Bein gedenken möchten; — Herr Bedor ging, flugs als es ruckbar ward, zu Jens und sprach ihm liebevoll zu vom Teufel und der ewigen Hölle, sodaß er jetzt vorbereitet war zu sterben.

Darnach erschien Meister Casper, in der rechten Hand eine brennende Fackel, in der Linken ein Stüchchen Tau von mehreren Ellen Länge; doch hielt er wohl aus Courtoisie die linke Hand hinter dem Rücken verborgen. Er mußte vorsichtig gehen; denn der Boden war schlüpfrig von allerlei Feuchtigkeit und die Fackel leuchtete nur schwach. Aber schließlich langte er doch am Bestimmungsorte an, fand Jens aus dem Stroh heraus und hob ihn ein wenig den Kopf, worauf er dann die Fackel im Ringe bestigte und folgendermaßen zu reden anhub:

„Ja, Jens Tibberup, Du weißt, weshalb ich komme. Herr Bedor hat es Dir ja schon verkündet; doch laß es Dich nicht kümmern. Der Tod ist ja Jedermanns Loos: Heute dir, morgen mir, wie der Deutsche sagt. Und was mich anbelangt, so werde ich Dir so galant entgegenkommen, wie Du nur immer wünschen kannst.“

Jens antwortete mit Mühe: „Danke, Meister Casper... doch hat es solch' große Eile?“ „Geht Euch doch etwas Zeit, und verpeißet vorerst mein Essen... wenn es auch nur gering ist... doch ein Schelm nur giebet mehr als er hat.“

Meister Casper empfing das Brot und antwortete: „Danke dem Spender! Ich verpeiß' gerne Dein Essen. Denn Dir ist es doch platterdings unnütz. Und acrne lasse ich Dir auch noch etwas Zeit; denn davonlaufen kannst Du mir ja doch nicht, haha.“

Aber gerade das war seine Intention.

Ofmals hatte sich Jens den Tod ersehnet, doch jetzt, da Meister Casper gekommen war, fürchtete er sich jämmerlich und wünschte, es möcht ihm ein natürlicher Tod werden,

während Meister Casper speisete. Es war ihm ein Au'schub, eine Hinterlist, ob er dadurch vielleicht dem Henker entschlüpfen könne.

Und während Meister Casper speisete, sagte er: „Nun Kamerad, f'ich'n Muth! Viel schlechter als hier kann es unmöglich werden, selbst wenn Du dort hingelangen solltest, wo es gratis Wärme giebt... Thu' mir doch zur Kurzezeit erzählen, um welcher Urfach' willen Du Galeerensklave worden bist. Vor mir brauchst Du Dich nicht zu schämen, denn mir ging es wie Dir und kam ich nur frei auf gewisse Konditionen hin.“

Jens hustete ein Weilschen, dann sagte er: „Um welcher Urfach' willen — ja, das will ich berichten. Es sind jetzt reichlich fünfundsiebzig Winter darob vergangen... ich war Fischer, arm, aber ich hatte meine Karen und meine kleine Tochter Jager. Doch dann ward solch' hündische Kälte, das Wasser gefror; und keine Möglichkeit, irgend einen Franz zu thun. Unsere kleine Habe verkaufte ich, damit wir essen konnten, nachher borste ich, solange es ging; lange dauerte es nicht, so blieb denn nur die Hungernoth uns übrig. Meine Karen und Klein Jager dahinsiechen sehen, das vermochte ich nicht zu ertragen, da ward ich Wilddieb. Eine Weile ging Alles gut. Doch dann in einer Nacht ward ich ergriffen... es war auf des Königs Grund und Boden... so ward ich denn nach dem Gesetze verurtheilt, aufgehängt zu werden, bis ich todt sein würde... doch ward ich zu lebenslänglicher Sklaverei be'urtheilt.“

Meister Casper fragte: „Aus Varmherzigkeit?“ Jens antwortete: „Nag' schon sein; aber eher wohl wegen der Urfach', daß ich groß und stark war und wohl im Stande, mir mein Essen abzuverdienen.“

Meister Casper fragte: „Und Euer Weib und Eure Tochter?“

Jens antwortete: „Meine Karen verschied, kurz nachdem ich in Fesseln gelegt worden war; ich bekam ihren letzten Stuß.“

Klein Jager — Hier ward seine Stimme stark und er riß die Augen weit auf und hob die schwachen Arme gen Himmel! — „Ja, ich sehe Dich, klein Jager, mein Hündchen! Welche Schnuck' ich nach Dir und Deiner Mutter hatte! Du — ruff! Jaja, jetzt komme ich.“

Hier sank er zurück, seine Augen schlossen sich, seine Hände tafteten im Stroh, und weiter murmelte er unverständliche Worte. Meister Casper sprang empor und sah ihn durchdringend an, und da es ihm scheinen mochte, daß es jetzt die allerhöchste Zeit sei, so schlang er eiligst den Strick um Jensens Hals und zog aus Verbesse'ung zu — und eine Minute später hatte Jens die letzte Gnadenbezeugung erhalten.

Jetzt konnte Meister Casper mit gutem Gewissen seinen rechtmäßigen Lohn von zweien guten Thalern beim Lehnsherrn fordern.

Königliche Lehnserlaubung vom 19. Mai 1602: Für das Hängen von vier kranken, früher zum Tode verurtheilten, Gefangenen bekam der Henker acht Thaler. —

Nach dem Dänischen des Woldemar.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Der heilige Abend. Eine ergreifende Winterstimmung: Die Nacht bricht an. Die schneebedeckte Landstraße führt an Gehöften vorbei, ein roh gefügter Baum und junge Bäume, die ihr kahles schwarzes Geäst wie freierend in die kalte Winterluft emporstrecken, hezen sie zu beiden Seiten ein. Dort hinten in der Ferne verliert sich der Weg am Horizont, wo Ebene und dunkelgrauer Himmel nicht scharf zu scheiden sind. Nur die weiße weisse Schneedecke leuchtet noch hell auf und erfüllt den Vordergrund mit einem ungewissen flimmernden Licht. Aus dem Mittelgrunde heraus leuchten ein paar helle Fenster aus dem schon in der Dämmerung verfinsterten einsamen Häusern. Schwer und trüb ist die Stimmung dieser Winterlandschaft, kein Leben ist in ihr, und der düster verhangene Nachthimmel drückt auf die Erde... Zwei Wanderer sind des Weges gekommen, ein Mann, der Arbeitsgeräth und das nöthigste Gepäck auf der Schulter trägt, und sein Weib. Sie sind wegmüde, man sieht ihnen an, daß sie den ganzen Tag schon unterwegs sind. Neue Arbeit zu suchen, nachdem die alte beendet worden, mögen sie ausgezogen sein; vergeblich haben sie schon an viele Thüren geklopft, an denen sie vorübergekommen. Jetzt winken ihnen die fremdlichen Lichter, sie müssen es von Neuem versuchen. Aber der umgehobene Weg durch den tiefen Schnee ist mühsam, der Mann will allein hinübergehen und anfragen, das Weib bleibt zurück; vielleicht, um sich nicht wieder umsonst zu mühen. Sie besürchten wohl auch, die Bewohner jener Häuser könnten noch weniger willig sein, sie anzunehmen, wenn sie gewahr würden, daß die Frau geeigneten Leibes ist... Und nun lehnt sich das gequälte Weib gegen den Baum, fast zusammensinkend vor Müdigkeit, rierend trotz der dicken Lächer, in die es gehüllt ist. Wie sie ihrem Manne nachblickt, leuchtet noch einmal auf ihrem vergrüneten Gesicht die Hoffnung auf... Wer genauer zuseht, wird eine Gloriole über ihrem Haupte erkennen. Auch der Titel des Bildes: „Der heilige Abend“ und der Name des Künstlers, der es geschaffen, lassen keinen Zweifel, daß dieser die bekannte Erzählung hat wiedergeben wollen. Von Fritz von Uhde stammt, wie den Lesern der „Neuen Welt“ in Erinnerung ist, auch unser vorig' s Weihnachtsbild: Eine arme Frau geht mit ihrem Kinde an einem Winterabend über ein Feld, während im Hintergrunde die finstere Stadt droht. Schon damals ward erwähnt, daß Uhde den Versuch gemacht hat, die in der Bibel überlieferten Erzählungen in Gewande unserer Zeit darzustellen; die Menschen, die er schildert, sind einfache Leute unserer Tage. Aber wie wenig für die künstlerische Wirkung diese Deutungen belegen, das zeigt gerade unser Bild; wären die Gloriole und die Unterschrift nicht, so würde nichts die Beschauer auf die Idee bringen, daß noch etwas Anderes, als der rein menschliche Gehalt gemeint sein könnte. Im Gegentheil, diese Deutung scheint uns künstlich hineingetragen; wir vermochten, auch wenn wir es wollten, nichts Anderes, als die Winterstimmung unseres Landes und das Gesicht einfacher Menschen unserer Zeit darin zu erkennen. Und da der rein menschliche Gehalt des Bildes von so tiefgreifender Wirkung ist, so können mit ihm allein wir uns begnügen. —